8. Jahrgang · Nr. 6 · Berlin, 15. März 1944
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

Schlamm!
Und trotzdem rollt der Nachschub
PK-Aufnahme: Kriegsberichter Beissel (H. H.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0049

gefördert durch
Baden-Württemberg

Ein Loch wird gestopft!

EIN BILDBERICHT DES KRIEGSBERICHTERS SCHEERER

vom Gegenstoss eines Gebirgsjägerregiments

Von einem Kampfgeschehen, wie es fast täglich im OKW-Bericht mit knappen Worten erwähnt wird, berichten unsere Aufnahmen: Der Feind ist eingebrochen — im Gegenangriff wird das Loch gestopft, der eingebrochene Feind zurückgeworfen. Eine Übersichtsskizze verdeutlicht unseren Bildbericht; jede Aufnahme entspricht dem in die Skizze eingetragenen Kreis. Die Lage war etwa folgende: Entlang einer Stichbahn war dem Feind ein etwa 3 Kilometer tiefer Einbruch gelungen. Die Hauptbahnlinie A—B war bedroht. In nächtlichem Eilmarsch war ein Gebirgsjägerregiment nach A. verlegt und dort auf die Bahn verladen worden, um zu der durch den Einbruch des Feindes bedrohten Abzweigung gebracht zu werden. Alles Weitere erzählen unsere Bilder.

1

Mit allen Waffen und dem nötigsten Marschgepäck beladen, besteigen die Gebirgsjäger in der Ortschaft A. nach einem nächtlichen Eilmarsch die Güterwagen. Von hier sollen sie 20 Kilometer weit bis zur bedrohten Bahnabzweigung gebracht werden

2

3

Inzwischen war eine Haubitzbatterie des Regiments nördlich des Bahnhofs P. zwischen Eisenbahn und Rollbahn unter erheblichen Schwierigkeiten in Stellung gegangen und hatte den Versuch des Feindes, den Einbruch zum frontalen Angriff zu erweitern, vereitelt

4

Immerhin sind die Sowjets nahe genug herangekommen, um vom Bahndamm aus deutlich erkannt zu werden. Im Galopp sprengen Meldereiter zum Gefechtsstand des Nachbarregiments

5

6

Links und rechts der beim Dorf P. abzweigenden Bahnlinie sind sMG in Stellung gegangen und halten gemeinsam mit der Artillerie die vorgehende feindliche Infanterie ab (vgl. Übersichtsskizze 1). Auf beiden Seiten des Bahnkörpers sind die Gebirgsjäger vorgestoßen. In einem zufällig gefundenen Handwagen bringen Soldaten Munition nach vorn

7

8

9

Lt. B., Führer der am weitesten vorn eingesetzten Kompanie, wurde während des Unternehmens dreimal verwundet. Den Blick gegen den Feind gerichtet, läßt er sich vom Sanitätssoldaten verbinden, und schließlich, als das Gefecht beendet und der Feind zurückgeworfen ist, muß er vom Regimentsarzt selber zurückgeholt werden

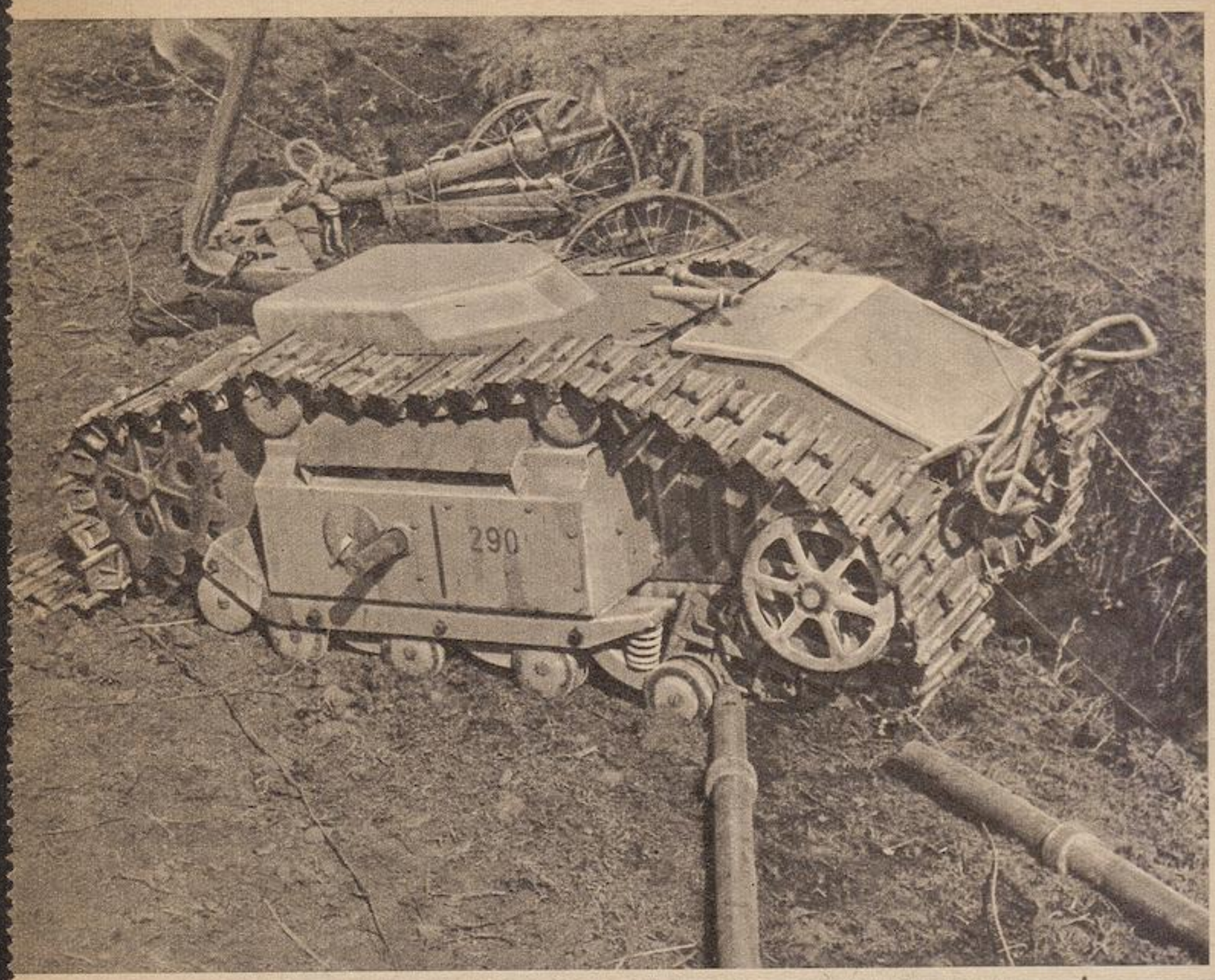
Noch während das Gefecht in vollem Gange, wird ein Verwundeter von seinen Kameraden in einer Zeltbahn zum Verbandplatz zurückgetragen

Der Gegenstoß ist im Gange. Von seinem Gefechtsstand aus — unmittelbar vor der Einbruchsstelle in einem Bahneinschnitt östlich des inzwischen vom Feind gesäuberten Dorfes P. — weist ein Bataillonskommandeur seine Kompaniechefs in ihre Abschnitte ein

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0050

gefördert durch
Baden-Württemberg



An der Strasse nach Aprilia

Ausgebrannte Panzer, zerschlagene Geschütze und zertrümmertes Kriegsgerät aller Art, das sind die anglo-amerikanischen Zeichen auf dem Wege nach Rom. Der Stoß auf die italienische Hauptstadt zerbrach in der unerbittlichen Mühle der deutschen Waffen. Die Straße nach Aprilia, die mit so großen Hoffnungen betreten wurde, verwandelte sich zu einem weiten Grabfeld der neuesten anglo-amerikanischen Panzerkolosse und Motorkaretten. Auch der feindliche „Minenhund", der mit einer starken Sprengladung gegen die deutschen Stellungen rollen sollte, blieb mit geborstenen Raupenketten am Straßenrand liegen. (Bild links oben)

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Vack

„Einmarsch" in Rom

Diese Engländer und Amerikaner haben es geschafft. Am altehrwürdigen Kolosseum vorbei marschieren sie in dichten Kolonnen über die breite Paradestraße, der Via del Impero, in Rom ein. Der Traum von Ruhm und Beute allerdings ist verflogen. Hier gilt einzig die harte Wirklichkeit der deutschen Soldaten, die sie auf ihrem Marsch in die Gefangenschaft begleiten

Aufnahme: Deutsche Wochenschau

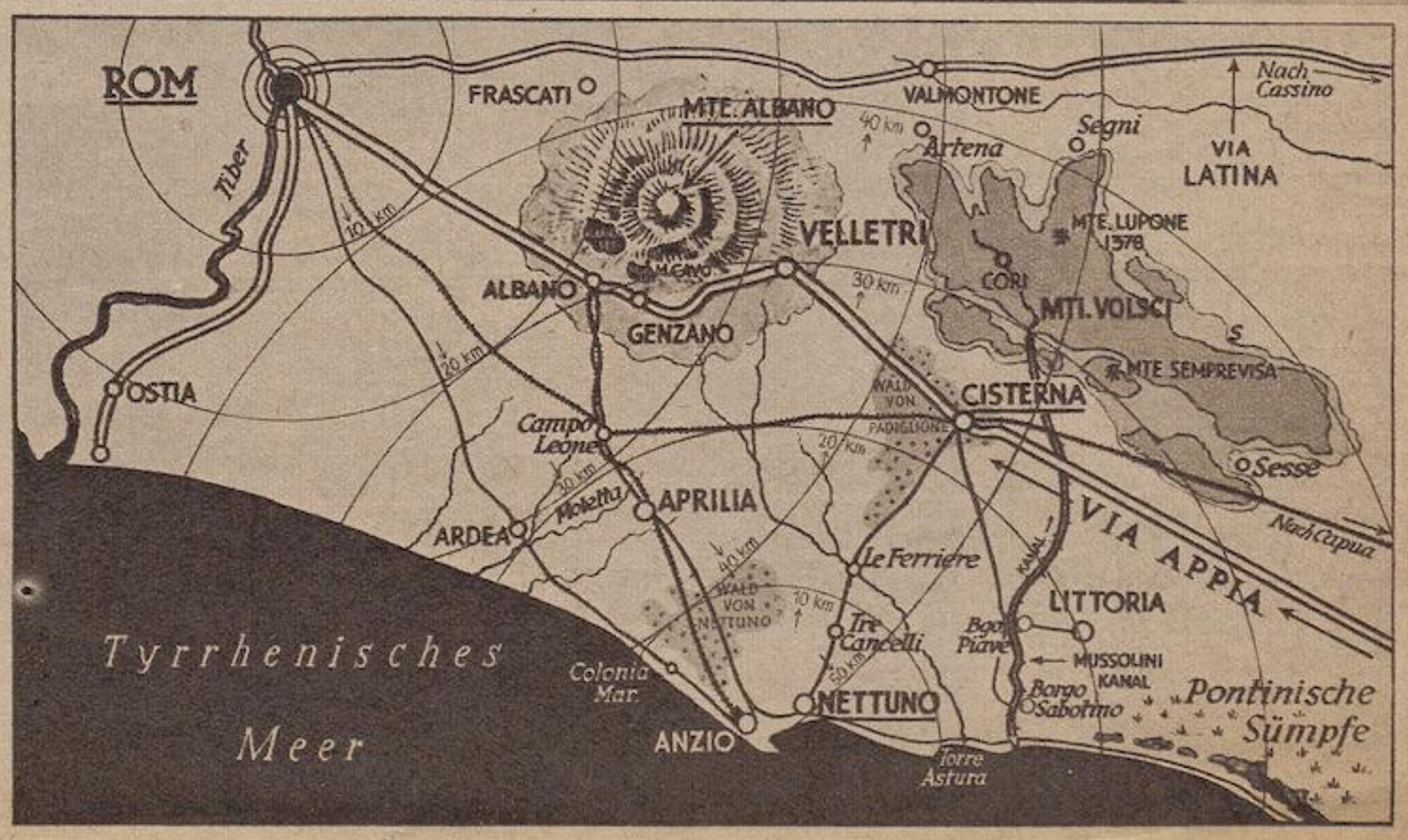
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0051

gefördert durch
Baden-Württemberg

Das Schlachtfeld von Nettuno

Unsere beiden Skizzen zeigen den Raum hinter dem Brückenkopf von Anzio und Nettuno. Schauplatz eines besonders schweren Artillerieduells war die von einer Eisenbahnlinie begleitete Straße zwischen Nettuno und Aprilia; das Feuer feindlicher Schlachtschiffe reichte zuweilen sogar bis hinter die Albaner Berge. Etwa auf der halben Höhe der großen Zeichnung verläuft die antike Via Appia, die aus dem Kampfraum nach Rom verläuft. Rechts der Karte (südlich) hat man sich die von Mussolini trockengelegten Pontinischen Sümpfe zu denken.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0052

gefördert durch
Baden-Württemberg

Wie werden unsere Nächtjäger an den angreifenden feindlichen Verband herangeführt? Diese Frage interessiert den Laien ganz besonders, wenn er im Wehrmachtbericht die hohen nächtlichen Abschußziffern liest. Daß es hier nicht ganz mit „natürlichen" Dingen zugeht, ist ihm klar, da ja der Nachtjäger den Feind nicht sieht, wenn dieser unter Ausnutzung völliger Dunkelheit oder unsichtigen Wetters anfliegt. Es ist ihm klar, daß hier hochentwickelte Geräte gewissermaßen als „Auge" benutzt werden, und zwar von der Erde aus, die die Nachtjäger an den Feind „heranführen", bis sie ihn entweder an seinen Umrissen oder an den Auspuffflammen der Motore erkennen können. Die technischen Einzelheiten entziehen sich naturgemäß der näheren Beschreibung, und auch unsere Zeichnung oben entspricht nicht der Wirklichkeit. Die Zeichnung rechts zeigt: Feindberührung! Der Nachtjäger hat unter sich die vierreihigen Auspufflämmchen erkannt. Fast senkrecht stürzend wirft er sich in den feindlichen Pulk, visiert eine Viermotorige an, drückt auf alle Knöpfe, und knapp am Leitwerk des Bombers vorbeisausend, sieht er auch schon die ersten Stichflammen aus Motor und Rumpf des Gegners lodern. Noch während er seine Me aus diesem Sturz abfängt, sucht er nach einem neuen Opfer. Einem unserer erfolgreichen Nachtjäger, dem Major Herget, von dem unten erzählt wird, gelang es, innerhalb von 50 Minuten acht Gegner zu erledigen.

Zeichnungen: NSKK-Kriegsberichter Theo Matejko

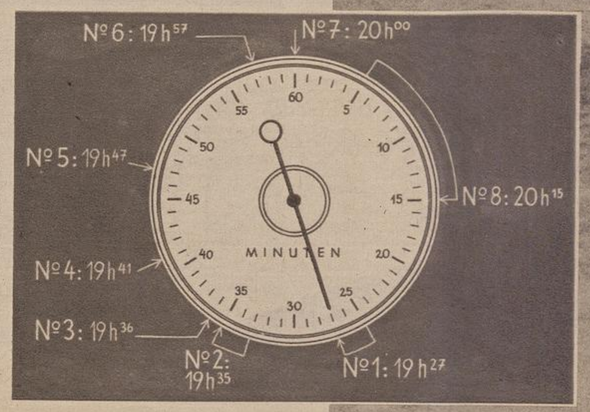
In der 50. Minute: Der 8te Abschuss!

Major Herget, der Meister der Doubletten

Von Kriegsberichter WOLFGANG KÜCHLER

Es soll heute hier versucht werden, das Bild eines der nächtlichen Kämpfer in Deutschlands Himmel zu zeichnen. Die Geschichte des Nachtjägers Major Herget, der kürzlich innerhalb von fünfzig Minuten acht viermotorige Bomber bei einem einzigen Einsatz abschoß und der mit 46 Nacht- und 14 Tagesabschüssen zu unseren besten und erfolgreichsten Fliegern zählt, ist kennzeichnend für den Geist, der die deutschen Nachtjäger beseelt.

Im Sommer 1941 erhält Herget einen ersten Vorgeschmack von der Nachtjagd. Das Geschwader, dem er seit Kriegsbeginn angehört, macht Jagd auf feindliche Bomber, die in der Morgendämmerung von ihren Terrorflügen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0053

gefördert durch
Baden-Württemberg

nach Deutschland zurückkehren. Obwohl die Sichtverhältnisse in der Dämmerung für die an Tagjagd gewohnten Flieger recht ungünstig sind, gelingt es ihm, eine zweimotorige Handley-Page in den „Bach" zu schicken. Auch bei einem Tageseinsatz ist er noch einmal erfolgreich. Acht Bristol-Blenheim versuchen, norddeutsches Gebiet anzugreifen. Herget kann seinen 14. Abschuß verbuchen.

Dann wird der Oberleutnant auf Nachtjagd umgeschult. Am 5. April 1942 startet er zum erstenmal an der Spitze seiner Staffel nachts gegen den Feind.

In der gleichen Nacht kann Herget seinen ersten Nachtsieg buchen. Eine Handley ist es, die sich erbittert gegen den Angreifer wehrt. Aber unbeirrt visiert der Oberleutnant sie weiter an; ein Druck auf die Knöpfe — feurige Fäden blitzen durch die Nacht und verschwinden in Rumpf und Tragflächen des Feindbombers. Ein neuer Feuerstoß, da loht aus dem rechten Motor eine Stichflamme. Immer weiter fressen die Flammen um sich, dann neigt sich die Handley nach unten.

Drei Luftsiege an seinem Geburtstag

Auf zwei Nachtabschüsse in seiner langen Serie ist Major der Reserve Herget besonders stolz. Mit dem geringsten Munitionsverbrauch, den wohl je ein Nachtjäger hatte, ist es ihm gelungen, zwei Lancaster zu vernichten. Die eine — es war sein achter Abschuß — schoß er mit acht Schuß aus zwei Kanonen in Brand. Die andere folgte wenige Nächte später. Diesmal feuerte er nur sechs Schuß aus seiner Kanone, als die viermotorige Lancaster bereits in Flammen aufging und wie ein Stein in die Tiefe stürzte.

Nach dem 25. Nachtabschuß verleiht der Führer am 30. Juni 1942 — es ist Hergets Geburtstag — dem verdienten Nachtjäger das Ritterkreuz.

In der gleichen Nacht sind wieder Einflüge starker britischer Bomberverbände gemeldet. So startet Major Herget an seinem Geburtstag und am Tage der Verleihung des Ritterkreuzes wieder gegen den Feind. Bei einem Terrorangriff der Briten gegen eine westdeutsche Stadt schießt er dabei bei einem Einsatz drei viermotorige Bomber ab. Sein Kamerad, Hauptmann Frank, der mit ihm gleichzeitig das Ritterkreuz bekam, kann in dieser Nacht sogar sechs Viermotorige vernichten.

Dubletten und dreifache Abschüsse bei einem einzigen Einsatz sind bei Major Herget nun bald keine Seltenheit mehr. So holt er einmal bei einem Angriff auf Berlin in kurzer Zeit zwei Boeing B-17 herunter. Bei einem neuerlichen Terrorangriff der Briten am 20. Dezember 1943 gelingt dem Major Herget dann der große Schlag, bei einem einzigen Einsatz innerhalb von 50 Minuten acht viermotorige britische Bomber ihrer gerechten Strafe zuzuführen. Damit hat Major d. R. Herget einen in der Nachtjagd bisher einmaligen Erfolg erzielt und die bisher höchste Zahl von Abschüssen bei einem Einsatz erreicht. Und das kam so:

In den Propellerböen des Bomberstroms

In den Abendstunden des 20. Dezember sind auf der britischen Insel starke Verbände viermotoriger Bomber, hauptsächlich Lancaster und Halifax, gestartet.

Als die ersten Bomberwellen die belgische Küste überflogen haben, gibt Major Herget den Start frei. Orgelnd heulen die Motoren auf, schwarze Schatten rasen über den nachtdunklen Platz, heben sich vom Boden ab, verschwinden irgendwo in der Dunkelheit, wie von einer Geisterhand weggewischt. Major Herget ist, wie immer, an der Spitze seiner Gruppe, deren Kommandeur er ist, gegen den Feind gestartet.

Die Borduhr, deren Ziffern fahl aus dem Dunkeln aufleuchten, zeigt 18.38 Uhr.

Die drei in ihrer Me 110, die nun schon so oft manchen harten Einsatz gemeinsam durchgestanden haben, sprechen nicht viel. Eine heimliche Spannung liegt über ihnen: was wird ihnen dieser Einsatz bringen? Piepel dreht noch an seinen Knöpfen und Tasten, während der Major und sein Emil bereits angespannt ihre Augen durch die Finsternis wandern lassen.

Erst, als der erste Ruf der Bodenstelle durch den Äther zu ihnen dringt, kommt etwas Leben in die drei.

„Falke 1 von Kranich, Falke 1 von Kranich, bitte kommen, bitte kommen!"

Und nun reißt der Sprechverkehr nicht mehr ab. Kurse werden durchgegeben, Flughöhen und Geschwindigkeiten.

Da wird ihr Flugzeug plötzlich von heftigen Böen geschüttelt. Das können nur Propellerböen der feindlichen Maschinen sein!

„Achtung, aufpassen! Wir sind drin!"

Da sehen sie plötzlich weit vor sich die Perlenketten flirrender Leuchtspurmunition in der dunklen, völlig mondlosen Nacht aufblitzen. Im nächsten Augenblick lodert eine grelle Stichflamme durch die Luft. Der erste Terrorbomber geht in die Tiefe, von einem vor ihnen fliegenden Kameraden abgeschossen.

„Herr Major, ich habe einen!"

Ihre Spannung ist aufs höchste gestiegen. Unablässig kreisen die Augen in der Runde. Da, endlich, kommt vom Emil, dem alten Jagdgefährten, der erlösende Ruf:

„Herr Major, ich habe einen!"

Schemenhaft heben sich die Umrisse eines viermotorigen Bombers mit doppeltem Leitwerk von ihnen ab.

Es ist eine Lancaster.

Die Uhr zeigt 19.25 Uhr.

Sofort kurvt der Major nach links ein, dann pirscht er sich von hinten unten an sein ersten Opfer heran. Ein Glück, daß es so stockfinster ist, so ist dem Gegner die Abwehr erschwert. Bis auf 50 Meter fliegt er an die Lancaster heran, dann sprechen die Kanonen ihre tödliche Sprache. Der Bomber steht sofort lichterloh in Flammen, fliegt aber zunächst noch eisern Kurs weiter. Nur aus den Bombenschächten kullern plötzlich die schweren Brocken heraus: der Feind macht Notwurf.

Die zweite Garbe geht genau in den Rumpf. Wie ein Baum, der im Sturm abknickt, kippt daraufhin die Lancaster nach unten weg und schlägt um 19.27 Uhr brennend auf dem Boden auf.

Dieses war der erste Streich, doch der zweite . . . Nun, auch der zweite läßt nicht lange auf sich warten. Genau sechs Minuten später sichtet Emil einen neuen Terrorbomber. Lassen wir Major Herget selbst von diesem Abschuß berichten, wie er ihn in knappen Worten in seinem Gefechtsbericht festgehalten hat:

„Gleich nach dem ersten Abschuß sah mein dritter Mann um 19.33 Uhr wieder ein viermotoriges Feindflugzeug, vermutlich Lancaster, in 5500 Meter Höhe. Ich setzte mich sofort unter das Feindflugzeug und schoß aus einer Entfernung von 100 bis 200 Meter zwischen die beiden rechten Motore. Das Feindflugzeug brannte sofort im rechten Innenmotor und der Fläche. Einen zweiten Angriff führte ich in den Rumpf aus, wobei die Maschine auch noch im Rumpf zu brennen anfing. Nach Bombennotwurf stürzte das Flugzeug brennend ab und schlug mit Aufschlagbrand um 19.35 Uhr auf."

Von der Besatzung dieses Terrorbombers ist, wie später festgestellt werden konnte, nicht einer mit dem Leben davongekommen.

Dem Major ist es längst klar geworden, welcher Stadt der Angriff der Briten diesmal gilt. Noch vor der Stadt kurbelt er mitten im Bomberstrom herum. Die Abschüsse, die er jetzt noch tätigen kann, sind die wertvollsten, das weiß er. Denn die Maschinen, die er sich hier vorknöpft, haben alle noch ihre Bomben dabei, die sie dann nicht mehr auf das ihnen befohlene Ziel werfen können.

19.36 Uhr.

„Herr Major, da ist schon wieder einer!" Wieder ist es der Emil, der Bordschütze mit den Luchsaugen, der als erster den Terrorflieger erkännt hat.

Auch diese Lancaster wird in kürzester Zeit erledigt. Wieder klebt sich der Major an das Feindflugzeug heran, knallt eine Serie von 50 Schuß in die rechten Motore. Dabei kurvt das Feindflugzeug plötzlich nach rechts ein, so daß die Garbe durch die beiden rechten Motore, dann durch den Rumpf und schließlich noch durch die beiden linken Motore, also quer durch das ganze Flugzeug, geht.

Noch ehe der letzte Schuß aus den Kanonen heraus ist, schlägt eine riesige Stichflamme aus dem Flugzeug. Für Sekunden ist die Nacht taghell erleuchtet. Die Lancaster ist mit den Bomben in der Luft zerplatzt. Flugzeugteile wirbeln durch die Luft. Splitter fliegen an der deutschen Jagdmaschine vorbei.

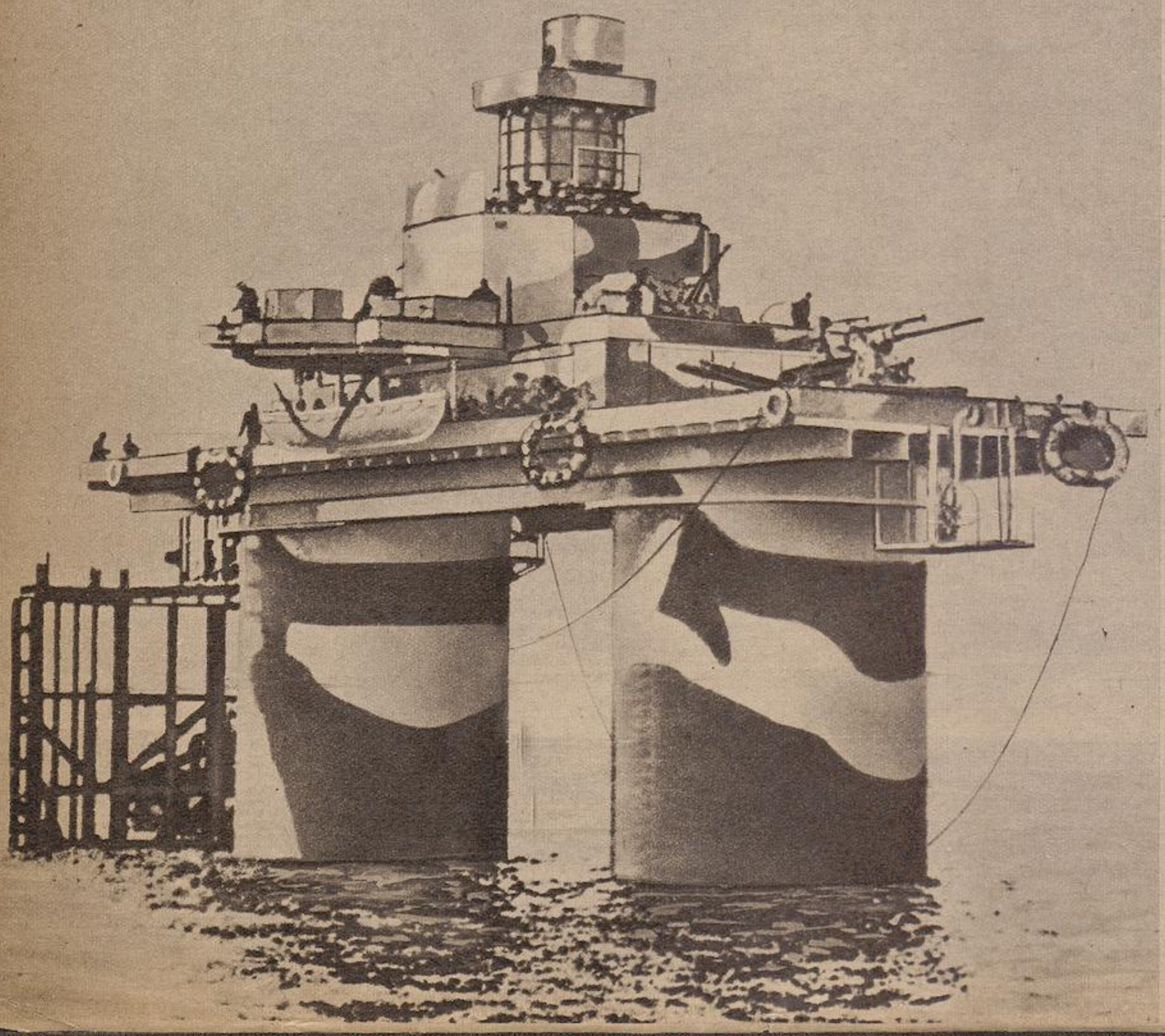
So endete Nummer drei.

Gleich vier auf einmal gesichtet

Jetzt erwischt er den vierten. Es ist das gleiche wie bei den anderen vorher. Auch diesen Bomber — diesmal ist es eine Halifax — ereilt die verdiente Strafe, noch ehe er mit seinen Bomben neues Leid anrichten kann. Bis auf 10 Meter ist der Major mit seiner Maschine herangestürmt, dann

Fortsetzung auf Seite 11

PFAHLBAU TYP 1944



Unser Bild zeigt eine Errungenschaft der Engländer, ein sogenanntes Insel-Fort. Diese Forts sind in flachen Küstengewässern an der englischen Ostküste aufgebaut und mit Marinesoldaten bemannt. Auf den Decks sind Geschütze für Flugzeugabwehr und zum Beschuß von Seezielen untergebracht. Zur Sicherheit der Besatzung dienen — ähnlich wie bei Schiffen — Rettungsboote, Flöße und Bojen. Die Forts haben in erster Linie die Aufgabe, die englische Schiffahrt an der Ostküste der Insel zu schützen und Sicherungsfahrzeuge, die den Angriffen unserer See- und Luftstreitkräfte in erhöhtem Maße ausgesetzt waren, zu entlasten.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0054
gefördert durch
Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHOFER

8. Fortsetzung:

Der General, der von einer herzerfrischenden Väterlichkeit zu seinen Männern ist, wie ich es später nur noch bei General Navarini in Afrika erlebte, zeigte mir seine Kaserne und läßt mich das Mannschaftsessen kosten. Es schmeckt gut.

„Warum essen Sie nicht alle aus einer Küche", frage ich, „wie es bei uns der Fall ist?"

„Das ist uns verboten, ordine superiore. Ich verstehe nicht, warum, aber es muß wohl so sein."

„Glauben Sie nicht, daß die Soldaten das als ungerecht empfinden, besonders wenn sie wissen, daß es bei uns anders ist?"

„Das wissen sie, Gott sei Dank, nicht alle. Aber wenn sie es einmal erfahren, wenn sie merken, wie unklug unsere Führung in vielen Dingen handelt — armes Italien!"

„Sie werden es erfahren, wenn wir zusammen im Kampf stehen wie jetzt in Afrika. Ich bin schon von manchem Soldaten danach gefragt worden. Können Sie denn von sich aus nicht zum Beispiel in Ihrer Division Änderung treffen?"

„Wo denken Sie hin? Ich habe schon zweimal eine Eingabe gemacht. Sie ist glatt abgeschlagen. Man rennt da gegen Widerstände, die unüberwindlich sind. Auch die Partei habe ich schon anspannen wollen — alles umsonst."

Als Krönung des Abends stimmen eineinhalbtausend Soldaten, als ich in meinem Zelte schlafen gehe, ein italienisches Lied an, das von der Kameradschaft zwischen Deutschen und Italienern singt: „Camerata Richard". Dann folgt noch „Lili Marleen".

„Sehen Sie, so sind sie", sagt Graziani zu mir, „immer bescheiden, immer fröhlich und gutherzig. Wenn man diese Menschen richtig anfaßt, können sie sogar — Revolutionen machen."

„Nanu, Capitano, wo denken Sie hin?"

„Lieber Freund, es muß eine Änderung kommen. So geht es nicht weiter. Wir Faschisten müssen uns eng zusammenschließen und alle Kräfte, die gegen uns sind, vernichten. Besser heute als morgen. Heute ist noch Zeit."

„Aber im Kriege wäre so etwas doch ein Verbrechen!"

„Im Kriege geht es nicht, sofort hinterher, wenn — ja, wenn uns der Krieg nicht auffrißt."

„Was heißt das?"

„Das Haus Savoyen spannt den Bogen zu stramm. Er wird eines Tages reißen, und dann kommt das Chaos. Unsere Hoffnung ist der Duce, unsere Hoffnung sind die Squadristen. Warten wir ab. Hoffentlich geht der Krieg schnell zu Ende." —

Eines Tages, als wir in ein kroatisches Bergnest einfahren, rattert ein Maschinengewehr irgendwo in den Bergen. Gewehrschüsse fallen. Eine Kompanie wird alarmiert, Handgranaten verteilt, rückt ab in die Berge. Ich hänge meine Leica um und will mit. Da scheint eine Kommunistenbande aufgestöbert zu sein.

Der Hauptmann, der mich hierhergebracht hat, bittet mich, zurückzubleiben, er könne die Verantwortung nicht übernehmen, da ich unter dem Schutz der italienischen Armee stehe.

Ich lache ihn an, verstehe nicht ganz: „Aber erlauben Sie, ich bin doch auch Soldat."

„Meine Leute werden Ihnen nachher schon erzählen, was da los war. Außerdem habe ich ein Frühstück für uns bestellt."

Ich lasse Frühstück Frühstück sein und den unglücklichen Capitano zurück. Er ging nicht mit, weil er nicht brauchte. Er war ja vom Oberkommando.

In Reihe marschieren wir los. Nach einer halben Stunde kommen wir in ein Blockhaus am Waldrand. Auf dem Wege, der an dem Haus vorbeiführt, steht ein brennender italienischer Wagen, zwei erschossene Soldaten liegen daneben in ihrem Blute. Sichel und Hammer sind mit Blut an die Wagentüren geschmiert.

Wir umzingeln das Haus. Aus dem Fenster fallen zwei Schüsse, ein Soldat wird am Arm getroffen. Handgranaten fliegen durch die Fensterluken, vom Hinterhaus her rattern Maschinenpistolen, dann ist Ruhe.

Acht Mann unserer Kompanie sind von hinten an das Nest herangekommen und haben fünf Banditen erledigt. Mehr sind nicht da. Wir finden die Kurierpost der erschossenen Soldaten noch auf dem Tisch.

„So etwas ereignet sich oft hier", meint der Hauptmann vom Stab, als wir wieder im Dorfe angekommen sind. „Leutnant, machen Sie Meldung zur Armee!"

*

Im Frühjahr 1942 setzte mich die Fähre von Villa St. Giovanni nach Sizilien über, und wenige Tage später flog ich mit einer schweren italienischen Transportmaschine, der alten „Savoia", die noch dickbauchiger und größer ist als unsere Ju 52, von Castelvetrano aus auf den heißen Kriegsschauplatz. Das Kriegsgeschehen in Afrika ist durch die entscheidende Teilnahme der Rommelschen Panzerarmee in der deutschen Öffentlichkeit weitgehend bekannt, so daß es überflüssig erscheint, in diesem Rahmen nochmals darauf zurückzukommen.

Das Hauptquartier der Italiener lag immer weit hinter der Front. Um zum Beispiel vom Ufficio Propaganda zum Hauptquartier Rommels zu kommen, mußte man eine Strecke von etwa 500 Kilometern zurücklegen.

„Warum legt man das Kommando nicht mehr nach vorn?" fragte ich eines Tages. „Die Zusammenarbeit wird doch durch diese Riesenentfernungen wesentlich gestört."

„Wir wissen es nicht. Man scheint eben viel Benzin bei uns zu haben."

Später dann, als die kämpfende Front längst in Ägypten marschierte, wurde das Supercomando nach Beda Littoria bei Bengasi verlegt. In Ägypten selbst ist das italienische Oberkommando nie gewesen.

Major Allessandro Melchiori, ein Freund des Duce, leitete das Ufficio „P". „Schreiben Sie in Ihren Berichten viel von den Jungfaschisten", sagte er mir einmal, „diese braven Männer kämpfen mit Feuereifer und Hingabe. Bir el Gobi war ihr großer Sieg."

Daraufhin ging ich in eines der Jungfaschistenlager, lebte einige Tage unter diesen frischen, gesunden Jungen, die in der Heimat freiwillig zu den Waffen geeilt waren, um die Ehre ihrer Kameraden in Afrika zu verteidigen.

Während der Winterkämpfe in der Marmarika wurden auf italienischer Seite zum ersten Male diese freiwilligen Jungfaschistenbataillone eingesetzt, die sich in den Kämpfen bei Bir el Gobi so hervorragend geschlagen haben, daß ihre Taten heute der gesamten italienischen Jugend Vorbild sind. In seiner Rede nach der Befreiung durch deutsche Soldaten hat Mussolini die Kämpfe bei Bir el Gobi als mahnenden Appell an die Jugend Italiens genannt.

*

„Und nun", sagt Melchiori, als ich wieder ins Hauptquartier zurückkam, „fahren Sie nach vorn in die Stellung der Marmarika. Dort ist das Menschenmaterial gut, wie Sie sehen werden, aber die Offiziere sind zum Teil angekränkelt. Sie müßten so hart sein wie die Ihrigen. Daran fehlt es, ebenso in der hohen Führung. Dazu fehlen Waffen und Nachschub. Ihr habt alles hier, seid uns in vielem überlegen. Das wissen die Engländer, darum greifen sie immer wieder unsere Divisionen an."

„Warum schützen Sie die Geleitzüge nicht, die den Nachschub bringen? Sie schicken immer nur ein paar Zerstörer mit. Wo aber bleibt die Flotte?"

„Sie hat kein Öl. Sie hat kaum so viel, daß sie bei Luftangriffen ihre Schlupfwinkel aufsuchen kann."

„Warum sollen wir sie auch hier einsetzen und verbrauchen", wirft Capitano de Mas ein, Ritter des Mauritiusordens, alter Faschistengegner, „wir brauchen sie zu der entscheidenden letzten Schlacht im Mittelmeer."

„Aber wann soll denn die steigen?"

„Später, wenn wir Afrika verloren haben werden. Glauben Sie nicht, daß dieses Experiment Rommels, die Cyrenaika wieder zurückzuerobern, sich bitter rächen wird? Wenn die Engländer uns jetzt im Süden umgehen, sitzen wir alle in der Mausefalle. Ich bin sehr, sehr skeptisch."

„Rommel läßt nicht Katze und Maus mit sich spielen", sagt Melchiori. „Wir vertrauen viel auf Rommel. Er ist die Hoffnung für alle. Er ist Tagesgespräch und Hoffnungsanker, wo man auch hinkommt. Man läßt sich treiben, hat sein Schicksal in die Hand des deutschen Generals gelegt. Wenn man ihn nur richtig mit Verstand und Herz unterstützen würde. Aber ich habe den Eindruck, als habe das italienische Heer keine Kraft und Initiative mehr. Die Führung ist lethargisch. Nur einige Divisionskommandeure sind ehrlich zu kämpfen bemüht. Alles andere lastet einzig und allein auf den Schultern der Soldaten, unserer armen Soldaten."

In Beda Littoria gibt der Oberkommandierende und Gouverneur von Libyen, Marschall Bastico, mir ein Interview für die deutsche und italienische Presse. Er würdigt die Tapferkeit der deutschen Soldaten und lobt die beiderseitige Waffenkameradschaft, die Zusammenarbeit der Generalstäbe. Das Interview erscheint in vielen Zeitungen. Daraufhin bestürmen italienische Journalisten den deutschen Generalfeldmarschall, sich über die italienische Armee zu äußern. Rommel lehnt ab.

Mir tun die betrogenen italienischen Soldaten leid, die Giarabub mit ihrem Blute verteidigt haben, und all die anderen, die fest an den Duce glauben und dafür alle Mißstände in Kauf nehmen. Da stehen sie neben den deutschen Kameraden in sandigen Schützenlöchern. Ihr Essen ist wesentlich schlechter als das, das die deutschen Soldaten bekommen, die Behandlung, die ihnen ihre Offiziere zum Teil zumuten, ist über alle Maßen entehrend und so lasch, daß Disziplinlosigkeiten um sich greifen.

Aber kameradschaftlich ist dieser italienische Soldat, wenn ihm auch die Voraussetzungen zum harten Kämpfen fehlen. Er bekommt als Wehrsold in diesen afrikanischen Monaten pro Tag 2 Lire (2 Rpf.). Der deutsche Kamerad, der neben ihm steht, erhält 2 RM pro Tag, außerdem ein paar Zigaretten. Die muß sich der Italiener von seinem Wehrsold erstehen. Trotzdem gibt er bei jeder Gelegenheit seinen Kameraden noch von dem wenigen, was er besitzt. Ein schöner Charakterzug, den jeder deutsche Soldat hier unten im Süden zu schätzen weiß.

Über was soll ich in diesen Tagen anders berichten als über diese Kameradschaft von Mann zu Mann und über das gemeinsame Leben in Sand und Hitze, das die Soldaten des Führers mit denen des Duce teilen.

Später bei El Alamein. Parteiinspektor Davide Fossa, ein prächtiger Mann mit blanken Augen, ist vom Duce nach Ägypten geschickt worden, um den deutschen und italienischen Soldaten Zehntausende von Liebesgabenpäckchen der italienischen Frauen zu überbringen. Vorn in den vordersten Stellungen läßt er säckeweise Päckchen verteilen. Wir begleiten ihn zu deutschen Infanteriedivisionen, dann zu den Truppen des XXI. italienischen Armeekorps. Fossa hält in den Stellungen begeisternde Ansprachen an die Männer und feuert sie im Namen des Duce an, bei der kommenden Offensive ihre Pflicht zu tun.

„Es ist gut und nötig", sagt er später zu mir, „daß die Partei an sie denkt. Sie sind, glauben Sie mir, gutmütig und anspruchslos. Wenn wir ihnen nur mehr geben könnten; aber unser Vaterland ist arm."

„Aber Urlaub könnten sie ihnen wenigstens geben. Ich habe mit vielen gesprochen, die schon seit fünf bis sechs Jahren irgendwo draußen stehen und noch keinen Tag Urlaub hatten", sage ich.

„Ich weiß, ich weiß, das ist mir genau so unverständlich wie Ihnen. Mir ist überhaupt vieles unverständlich. Die Verpflegungsunterschiede — das ist eine Sauerei. Bei Ihnen gibt es das nicht. Nun versetzen Sie sich in die Lage eines unserer Männer, der Graben an Graben mit Ihren Soldaten kämpft. Unseren gibt man eine elende Nudelsuppe, sonst nichts. Was will man da von ihnen groß verlangen. Es ist überhaupt zu bewundern, daß sie noch mitmachen!"

„Fossa, es ist doch aber auch Sache der Partei, so etwas zu ändern."

„Wir tun, was wir können. Aber wir sind heute ärmer als gestern. Der Staat ist verschuldet, jetzt ist es zu spät. Die Partei hat keinen Einfluß auf das Heerwesen genommen. Die Schuld trifft da Badoglio, der hat das Heer vollkommen verludern lassen, glauben Sie mir das. Und dem Duce hat er Märchen erzählt. Aber dahinter steckt Absicht. Hoffentlich merken wir das nicht zu spät."

Nach Tagen fahren wir wieder zum Hauptquartier zurück. An der Stadtgrenze von Tobruk steht eine Miniaturkirche. Sie ist aus den Trümmern eines Straßenwärterhauses von einigen Soldaten erbaut worden, als Grabmal für vierzig Bersaglieri, die hier begraben liegen. Jedesmal, wenn wir an dieser Kirche vorbeifahren, bekreuzigen sich die Offiziere. Sie sind alle sehr kirchlich gesinnt wie das ganze Heer. Vor jedem Gefecht knien die Soldaten nieder und empfangen den Segen des Feldkaplans. Ein eigenartiges Bild.

In der Propagandaabteilung des Oberkommandos, die jetzt in Cirene im Museum arbeitet (1000 Kilometer hinter der Front), lerne ich Gigi Romersa kennen, Leutnant der „Ariete", der von Rommel das EK II erhalten hat. Er ist einer der begabtesten italienischen Journalisten. Uns verbindet heute eine herzliche Freundschaft. Wir haben gemeinsam die Frontabschnitte besucht und gemeinsam von dem Erlebten berichtet.

Romersa ist der Sohn eines 1941 bei Tobruk gefangengenommenen Generals. „Glaube mir", sagte er, „ich hasse diese Generalsclique von heute. Jeder einzelne ist ein Feind des Duce. Sie arbeiten offen und versteckt gegen ihn. Als in meinem letzten Urlaub eine Gruppe von Generalen bei meinem Vater zu Haus war und in einer Weise redete, daß mir das Blut zu Kopf stieg, bin ich aufgesprungen und habe mir derartige Redensarten in meiner Gegenwart verbeten. Sie waren bedrückt und wollten einlenken, aber ich verließ brüsk das Zimmer. Seitdem hasse ich sie, weil ich den Duce verehre und allein für ihn und seine Ziele kämpfe."

Romersa ist ein vielgelesener Journalist, ein warmer Förderer der deutsch-italienischen Waffenkameradschaft. Später war ich mit ihm in Giarabub, der Wüstenfestung an der libysch-ägyptischen Grenze. Romersa war stolz, mir diese Stätte heldenhaften Kampfes seiner Kameraden zeigen zu dürfen.

„Wo ist heute der Geist von Giarabub?" fragte er, „er wird systematisch erdrückt, und was übrigbleibt, siehst du: Soldaten, die von morgens bis abends verraten werden und müde sind."

Aber er ist nicht unterzukriegen. Jeden Tag, jeden Abend schreibt er sich die Finger wund.

Und es gibt derer nicht wenige, das wird die Zukunft zeigen.

Fortsetzung folgt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0055
gefördert durch Baden-Württemberg

Mal riskieren!

Das Glück ist launisch, es kommt vielleicht dennoch zu Ihnen. Spielen Sie mit in der Deutschen Reichslotterie.

480000 Gewinne

werden in fünf Klassen ausgeschüttet. Mitspielen und gewinnen, der Einsatz ist klein!

1/8 Los 3.— RM.
1/4 Los 6.— RM.
1/2 Los 12.— RM.
1/1 Los 24.— RM.

für jede Klasse.

Gleich bestellen bei

Gabler, Augsburg 1
Karlstraße 6
Postscheckkonto München 7786

Bewinkelte Wagen

bedürfen auch heute einer sachgemäßen Betreuung. Überall im Reich finden Sie den zuverlässigen OPEL-Kundendienst.

Sein Wahrzeichen hier OPEL Dienst

Heizen Sie sparsam
ohne Angst vor Erkältung,
denn wenig
Wybert
wirken viel

1089

Maschinen dürfen nicht stillstehen!

Wer sich kleine Riß- oder Quetschwunden zuzieht, kann nach Anlegen von Hansaplast die Arbeit getrost fortsetzen; dieser Schnellverband ist im Nu angelegt, schützt vor Schmutz und wirkt entzündungswidrig.

Hansaplast
heilt Wunden!

Wenige cm erfüllen den Zweck!

Flugmotoren
Krafträder
Kraftwagen

BMW

6 GEWINNE ZU RM **500.000**
3 GEWINNE ZU RM **300.000**
3 GEWINNE ZU RM **200.000**
U.S.W. ZUSAMMEN FAST
103 Millionen
BEI DER *11. Deutschen Reichslotterie*
LOSPREIS RM JE KLASSE
1/8 3.– 1/4 6.– 1/1 24.–
STAATL. LOTTERIE EINNAHME

Prokopp
WIEN VI
MARIAHILFERSTR. 29

Lossversand ins Feld!
ZIEHUNG 14. und 15. April

Schlampeter will schlafen.

Tagsüber hat Schlampeter dies und das zu tun, aber er wird nie so recht fertig. Also geht er meist spät zu Bett, und nun versucht er, die Zeit einzuholen. Mit einem Ruck reißt er den Anzug herunter, und — wumm — fliegt er in die Ecke. Schon saust das Unterzeug hinterher. Die Nähte krachen. Knöpfe springen ab. Und nun — natürlich ungewaschen — steigt Schlampeter ins Bett. Hier wird noch schnell die Zigarette zu Ende geraucht, dann schläft er bumms ein und sieht nicht mehr das traurige Resultat: Anzüge und Wäsche sind zerknittert und beschmutzt, müssen also häufiger gewaschen und gebügelt werden. Auch die Bettwäsche verschmutzt schneller, von Brandlöchern ganz zu schweigen. Stärkere Verschmutzung und häufigeres Waschen heißt aber schnellerer Verschleiß und größerer Verbrauch von Waschmitteln, traurige Folgen der Untaten des Dreckspatzen.

**Sich waschen ist dem Dreckspatz neu,
Er ist bekanntlich wasserscheu!**

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: „Nein", antwortet Emmy, „ich fall' nicht so leicht um", und zieht sich zurück. Als sie in ihrem kleinen Zimmer allein ist, blickt sie in den Taschenspiegel, schüttelt, unzufrieden mit sich, den Kopf, pudert sorgfältig die Nase, legt ein wenig Rot auf die Wangen, die immer noch käsig blaß sind. Aber ganz im Innersten weiß sie, daß das keinen Zweck hat, Steinhoff ist nicht mehr zu täuschen; sie hat seinen Blick bemerkt. Er hat alles erraten, er weiß es nun. Und was jetzt?

14. Fortsetzung:

Am Nachmittag — von irgendwoher hat Schwester Elisabeth ein paar dicke Tafeln fetter Kochschokolade organisiert, eine ihrer Russinnen brachte aus dem nahen Wald einen Eimer Himbeeren, also hat es Schokolade in großen Kannen gegeben und dazu ein paar mächtige Bleche voll Himbeerkuchen — am Nachmittag sitzt Peter Zurbrügge im Heimgarten seinem Kameraden Seiler gegenüber und versucht, da Seiler gern Schach spielen wollte und keinen anderen Partner fand, sich auf die Partie zu konzentrieren, die zwischen ihnen auf dem Brett steht. Doch es ist nichts Rechtes mit der Konzentration; zuviel anderes geht ihm im Kopf herum. Freilich käme er wohl auch, hätte er den Kopf frei, gegen Seiler nicht auf, dessen erste fünf Züge schon verraten, daß er ein gewaltiger Spieler ist. Mit der Dame, den beiden Türmen und einem Springer baut er einen Angriff gegen Peters Königsflügel auf, wider den kein Kraut gewachsen ist; Peters verzweifelter Gegenangriff zerschellt wirkungslos in Seilers raffiniert gestaffelter Bauernphalanx, und dann kommt bald das bittere Ende. „Wir spielen doch noch eine, ja?" fragt Seiler bittend.

„Gut", sagt Peter und läßt den anderen neu aufstellen. Dabei blickt er in den leise bewegten Wipfel des Apfelbaumes, unter dem sie sitzen, und stellt bei sich fest, daß er mit der einen der beiden Fragen, die ihn quälten, inzwischen zu Rande gekommen ist. Es geht bei allem nicht an, sich heimlich wie ein Dieb aus der Delius' Leben wegzuschleichen, so bequem das wäre und so leicht der Vater es ihm gemacht hat; er wird morgen noch einmal zu ihr gehen.

„Du bist dran", mahnt Seiler. Peter rückt zerstreut den Damenbauern um zwei Felder vor, eine Eröffnung, die er nicht beherrscht; erst nach zwei weiteren Zügen merkt er's; den Königsbauern hatte er nehmen wollen. Nun, so wird auch diese Partie voraussichtlich nicht lange dauern. Aber was tut's? Sie spielen ja nicht Turnier! Diesmal zerschlägt Seiler ihm das Zentrum, jagt seinen unglücklichen König über das halbe Brett und stellt ihn endlich in einer ausweglosen Lage.

„Aus der Traum", sagt er lächelnd. „Du könntest viel besser spielen, mein Lieber, wenn du etwas mehr aufpassen wolltest. Was nützen dir die besten Einfälle, wenn du nachher ganz primitive Sachen übersiehst?"

„Stimmt. Und darum lassen wir es lieber für heute. Ich hab' auch noch einen Weg. Wenn du morgen wieder Lust hast —"

Der Weg aber, den Peter vorhat, führt noch einmal zu Klaus Felmy. Er findet bei dem Hauptmann dessen Fahrer, den Obergefreiten Jean Stern aus Köln, einen drahtigen jungen Burschen, flachsblond, wasserblauäugig, mit flinken Bewegungen und breitem kölnischem Platt. Der Hauptmann Felmy und Stern fahren eines der neuen Beikräder mit Seitenwagenantrieb, und gerade am Seitenantrieb ist irgend etwas entzwei. Nun ärgert sich Jean Stern in einer großen Werkstatt zusammen mit ein paar anderen Leuten seit Tagen mit der Sache herum, ohne bisher gefunden zu haben, wo der Schaden liegt; da er seine Maschine liebt, die sehr schnell ist und enorm zieht, ist der Bericht, den er Felmy erstattet, ziemlich betrübt.

„Der Stern ist ein guter Kerl", sagt Felmy, als der Fahrer gegangen ist. „Wir machen schon lange zusammen. Man kann sich auf ihn verlassen." Dann blickt er Peter fragend an. „Ich wußte nicht, daß du heute noch einmal kommen würdest, hab' mich mit ein paar Herren verabredet. Tut mir leid, mein Junge! Höchstens eine halbe Stunde hab' ich noch. Wolltest du etwas Bestimmtes?"

„Ich möchte dir etwas sagen, Vater", beginnt Peter unbeholfen, „weil du heute diese Sache für mich geordnet hast, und weil ich dir so dankbar dafür bin. Ich hab' zwar versprochen, nicht darüber zu reden, aber —"

„Dann laß es lieber, mein Junge. Ein Versprechen muß man halten. Wem hast du es denn versprochen?"

„— Mutter."

„Deiner Mutter? — Höre, Peter, wenn sie dir etwas anvertraut hat, nur für dich allein —"

„Ja, sie hat es mir verboten — — aber ich glaube, es ist ebensogut ihret- wie deinetwegen, daß ich reden muß — — "

Klaus Felmy richtet sich steil auf, sieht Peter scharf an.

„Ebensogut ihret- wie meinetwegen? — Was kann das sein?"

„Mutter sagte mir neulich", berichtet Peter nun plötzlich überstürzt, als wolle er sich selbst überrumpeln, „weißt du, damals, als der schwere Fliegerangriff war — ja, da sagte sie mir, du hättest sie zwei- oder dreimal gebeten, dich zu heiraten. Sie hätte dich jedesmal abgewiesen — und sie hätte damals gedacht, es ginge niemand etwas an, weshalb sie das getan hat. Und dann — dann sagte sie noch, sie verstände sehr gut, daß du sie nie wieder gefragt hast. Wenn du es aber doch getan hättest — später —, dann würde sie nicht mehr nein gesagt haben." Er atmet tief auf. „Ja, das hat Mutter neulich gesagt. Und wenn sie mir auch verboten hat, mit dir darüber zu reden — — ich denke, du mußt es doch wissen — — auch wegen Mutter", schließt er leise, fast scheu.

Felmy lehnt sich fest in seinen Stuhl zurück. Er ist sehr blaß geworden, seine Lippen beben unmerklich. Dann strömt ihm das Blut wieder ins Gesicht zurück. Er beugt sich vor und packt Peters Hand.

„Das hat sie dir gesagt? Du hast sie richtig verstanden?"

„Ja, Vater, ganz bestimmt."

Für eine Sekunde drückt Klaus Felmy die Daumenballen fest in die Augenhöhlen. Dann läßt er die Hände wieder sinken, blickt Peter abwesend an.

„Du bist nicht böse, mein Junge, wenn ich dich bitte, geh' jetzt. Ich möcht' allein sein damit."

Als Peter gegangen, starrt Klaus Felmy noch lange bewegungslos vor sich hin. Das kam so unerwartet — er kann es noch nicht werten. Und ebensowenig weiß er, was er tun soll.

Wie hat er neulich zu Peter gesagt? — „Noch heute würde ich, wenn sie es wollte, sofort mit ihr zum Standesamt gehen, sofort." — — Ja — so hatte er empfunden, als er davon sprach als von etwas, was außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen schien. Jetzt, wo sich diese Möglichkeit auftut, reckt sich neben ihr riesenhoch die Frage: Steht nun wirklich das Glück vor der Tür? Kann ein Mann von sechsundvierzig Jahren da wieder anknüpfen, wo dem Sechsundzwanzigjährigen der Faden abriß? Nachdem Elisabeth dem Bittenden damals nicht einmal den Grund sagen wollte für ihre jäh veränderte Haltung ihm gegenüber?

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0056
gefördert durch Baden-Württemberg

Jedenfalls — und damit hat er sich wiedergefunden und sieht seinen Weg — jedenfalls muß er zunächst restlose Klarheit schaffen zwischen Elisabeth und sich. Davon hängt alles andere ab. Er fühlt, es wird eine bittere Stunde werden, vielleicht für beide. Aber nur diese Klärung kann die Entscheidung bringen.

Der neunte Tag

Jaap, der müßig am Tisch sitzt, nimmt der Delius das Messer aus der Hand. „Gib her", sagt er, „wenn ich sehe, wie du Brot schneidest, muß ich weinen. Wieviel?"

„Zwei, wenn du so nett sein willst."

Die Delius ist spät daran, der Rest der Kapelle hat schon gefrühstückt. Der Kaffee in der großen Soldatenkanne ist nur noch lauwarm. Aber das schadet nichts, es ist ohnehin heiß genug und dazu, im Gegensatz zu den Tagen vorher, schwül wie im Treibhaus. Jaaps Gesicht glänzt von Schweiß, und die Delius wischt fortwährend feine Tröpfchen von Stirn und Nase. „Ich hab' geschlafen wie erschlagen, Jaap."

„Macht das Wetter. Ich glaube, es kommt ein Gewitter, oder es schlägt sonstwie um. Irgend etwas gibt's jedenfalls, das ist sicher." Er legt ihr zwei bestrichene Brote hin. „Übrigens, vor einer Stunde war dein kleiner Feldwebel da und fragte nach dir."

„So?" Die Delius möchte unbeteiligt tun, aber es gelingt nur mäßig. Trotz allem, was war, hat ihr Herz doch gezuckt. „Und was hast du ihm gesagt, Jaap?"

„Die Wahrheit. Daß du noch schläfst. Er will später wiederkommen. Was soll ich ihm dann sagen?"

„Daß ich immer noch schlafe."

„Das wird er kaum glauben."

„Um so besser."

„Wieso?"

„Dann wird er merken, daß ich ihn nicht sehen will, und wird das Wiederkommen lassen."

„Aus also?" fragt Jaap und drückt die Augen ein wenig zusammen.

„Aus, Jaap", bestätigt sie mit gemacht kühler Stimme. „Was ist heute vormittag? Arbeiten wir?"

„Zu heiß. Geh' baden oder schlafen, etwas anderes kann man doch nicht", ächzt Jaap. „Gegen Abend wollen wir aber etwas tun. Um sechs vielleicht. Richte dich so ein, ja?"

Die Delius nickt, und dann tritt sie aus dem Haus. Draußen fällt die Hitze über sie her wie ein böses Tier; atemlos duckt sie sich unter dem Prankenschlag. Der Himmel ist immer noch wolkenlos, doch nicht mehr blaßblau und fern; er hängt tief und er hat eine gefährliche, grünlich irisierende Farbe angenommen. Verbraucht, schwer und stockig steht die Luft zwischen den Häusern. Vom Fluß steigen feine, kaum sichtbare Dunstschwaden auf und zergehen fast augenblicklich. Es ist wie im Dampfbad. Und der Boden, den sie betritt, fühlt sich sonderbar nachgiebig und schwammig an.

Langsam geht sie zum Fluß hinunter. Sein Wasser fließt träge wie immer, es schillert ölig. Ein alter Stiefel zieht gemächlich vorüber. Die Pferde auf dem Markt stehen mit hängenden Köpfen und gespreizten Vorderbeinen, und die Bauern feilschen lustlos und ohne viel Stimmaufwand.

Das sieht die Delius von der Brücke aus. Und dann, sie will es eigentlich nicht und tut es doch, dann überquert sie die Brücke, geht die Straße jenes kleine Stückchen entlang und tritt in das Haus, in dessen Dachgeschoß Peter Zurbrügges heimliches Zimmer liegt. Im lichtlosen Flur sitzen zwei Kinder mit kellerblassen Gesichtern auf der Erde und spielen; das heißt, sie haben irgendwo ein blechernes Spielzeugauto gefunden und stoßen es nun, ohne zu lachen, ohne zu krähen, ohne eine Miene zu verziehen, stumm und stur zwischen sich hin und her. Unwillkürlich rafft die Delius die Röcke, als sie an ihnen vorbeigeht, und die beiden unterbrechen ihr Spiel und glotzen aus großen, dünnfarbig blauen Augen, bis sie um die Ecke verschwindet. Dann surren wieder die Blechräder über den Estrich, hin und her und her und hin.

Rasch tut die Delius die nun schon gewohnten Schritte und Griffe, die sie auf den Dachboden bringen, schlüpft geschickt zwischen dem Gebälk des Dachstuhls durch und stößt die Tür auf. So heftig stürzt ihr die Sonne in die Augen, daß sie zunächst nichts zu erkennen vermag. Erst als sie seine Stimme hört, in einem kurzen, überraschten und fast frohen Ausruf, bemerkt sie, daß sie nicht allein, daß auch Peter Zurbrügge im Raum ist.

„Das hab' ich gar nicht gehofft", sagt er, „daß du mich hier suchen würdest! Das ist sehr lieb von dir —"

Sie setzt sich halb auf die Tischkante. Um ihren Mund geht ein Lächeln, das er nicht enträtseln kann. „Das ist gar nicht lieb von mir, Peter", antwortet sie, „denn ich hab' dich nicht gesucht. Hätt' ich gewußt, daß du hier bist, ich wär' bestimmt nicht gekommen."

Er senkt den Kopf. „Dann hast du also heute früh auch nicht geschlafen? Sondern dich verleugnen lassen?"

„Ja", antwortet sie kurz.

Er sieht sie aus traurigen Augen an; noch nie beinahe ist sie ihm so hübsch erschienen wie jetzt, da sie, kühl und unnahbar, ihm gegenüber lehnt, die Sonne sich in ihrem Haar verfängt und es flimmern läßt. „Es tut mir leid", stammelt er unbeholfen, „daß du so böse bist —"

Da lacht sie leise auf, und dieses Lachen reißt ihm den Kopf hoch. Denn es ist nicht kühl, nicht ablehnend, es ist ihr altes, warmes, herzliches Lachen, das er geliebt hat. „Ach, Peterle", sagt sie, „lieber Junge — ich bin dir nicht böse! Vielleicht war ich's, vielleicht wollt' ich's nur sein — das ist ja unwichtig. Aber ich bin's nicht. Dir nicht, deinem Vater nicht — ich find' ihn reizend, du! — nicht einmal diesem Mädchen, das ich nicht kenne. Ich wünsch' dir alles Gute, lieber Peter, und viel Glück. Im allgemeinen und mit ihr besonders. Bist du nun zufrieden?"

Peter nickt, doch mit einem ungewissen Ausdruck, den sie wahrnimmt. „Was fehlt dir noch, Peterle?" fragt sie, und dann lacht sie wieder. „Mir scheint, es wär' dir doch lieber, ich grollte heftig, oder wenigstens sollte ich ein bißchen weinen. Du findest's wohl nicht in der Ordnung, daß ich nun nicht am Leben verzweifle, da wir uns trennen? Du bist eitel, guter Peter — ein ganz richtiger Mann!"

„Nein, so ist das nicht —", versucht er zu protestieren, aber sie läßt ihm das Wort nicht. „Sieh mal, Peter, es ist alles ganz richtig so", fährt sie fort, und nun ist sie ganz ernst. „Das hat nicht dauern können. Ich hab's gewußt und du im Grunde auch. Es ist schön gewesen, du warst sehr lieb und nett — ich hoffe, ich war's auch ein wenig. Vielleicht treffen wir uns einmal wieder, und dann wollen wir uns freundlich und rasch einen guten Tag sagen und guten Weg. Und nun —" sie streckt ihm die Hand hin, „nun geh'! Ich möcht' noch ein wenig allein sein."

Sie horcht auf seine Schritte, die lange auf dem Dachboden nachhallen, und endlich läßt sie sich auf die Couch sinken, kreuzt die Hände unter dem Kopf und liegt regungslos.

*

Nach dem Essen hakt Peter sich bei Elisabeth unter und zieht sie in den Garten, der ganz leer ist. „Ich muß dir etwas zeigen, Mutter, und verschiedenes sagen."

Während Elisabeth sich von ihm zu einem Sessel führen läßt, gehen ihr tausend Gedanken durchs Hirn — und es sind nicht alle angenehm. Sie spürt, jetzt kommt etwas Großes, etwas sehr Wichtiges; und es ängstigt sie, daß sie nicht anders kann, als es mit dem Erscheinen jener Frau zusammenzubringen, die ihren Peter suchte — und die sie sich nicht mit ihm gemeinsam denken kann.

Peter kramt indessen in seiner Brieftasche. Er holt ein Photo heraus und sieht es selbst kurz an, ehe er es ihr hinüberschiebt. „Sieh mal", sagt er dabei, „das ist Emmy Timm. Und die will ich heiraten. In vier Monaten ungefähr wirst du Großmutter sein." So! Er hat's heraus. Er atmet tief auf, und dann blickt er gespannt in ihr Gesicht, das sich tief über das kleine Bild beugt.

In Elisabeth widerstreiten tausend Gefühle und Gedanken. Das alles geht rascher, als sie fassen kann. Eben noch dachte sie, die Sängerin — und nun blickt ein völlig fremdes Gesicht sie an. Sie ist zugleich erleichtert, daß ihre ursprüngliche Befürchtung nicht zutrifft, erschreckt, wie rasch Peters Entschlüsse zu wechseln scheinen, außer sich, Peter könne durch eine unüberlegte Dummheit in eine erzwungene Ehe taumeln, da ein Kind unterwegs ist, hoffnungsvoll wiederum, da irgend etwas in diesem fremden Mädchengesicht ihr gefällt, ja sie unmittelbar anrührt. Ein paarmal setzt sie zum Sprechen an, und endlich sagt sie, karg, alles Gefühl verbergend: „Das geht alles sehr schnell, mein Peter! Wer ist sie?"

Peter berichtet — das, was für Mütterohren taugt. Die Frau horcht gespannt, und sie horcht weniger auf die tatsächlichen Dinge, die er erzählt, als auf seinen Ton. Der Junge scheint ganz glücklich, ganz zufrieden — so will sie's auch sein. Nur eine Frage hat sie noch, jetzt noch mehr als vorher. Wie ist das mit ihm und der Delius? Zu Ende? Und Klaus Felmy hat ihm geholfen? Nun — wenn auch dies in Ordnung ist, dann darf sie ihrem Peter Glück wünschen —, sie hat ein wenig Wasser in den Augen, sie zieht ihn an sich und küßt ihn, und sie fühlt sich ihm so nahe wie noch keinen Augenblick, seit er hergekommen ist. Gerade in diesem Zeitpunkt, von dem die meisten Menschen sagen, in ihm gingen die Söhne den Müttern verloren, gerade in diesem meint sie ihn wiedergefunden zu haben.

„Hör' einmal, Mutter", beginnt Peter dann, „Vater hat mir sehr geholfen. Ich weiß nicht, was ich ohne ihn angefangen hätte. Du mußt nicht böse sein, daß ich zu ihm gegangen bin und nicht zu dir — es war keine Sache für dich, verstehst du?"

Sie nickt. Sie versteht sehr wohl. Und es schmerzt nur ganz wenig.

„Und dabei", fährt Peter fort, „hab' ich ihn erst richtig kennengelernt. Und ich dachte", er zögert kurz, ehe er unbeholfen fortfährt, „er ist doch ein feiner Kerl. Ich hab ihn gern. Und das alles, zwischen dir und ihm, das hat mir leid getan. Und da — wenn du magst, darfst du mich schimpfen, Mutter, aber ich hoffe, du wirst's nicht tun —, da hab' ich ihm verraten, was du mir neulich gesagt hast. Du weißt schon — daß du vielleicht nicht wieder nein gesagt hättest, wenn er später —"

Der Frau stockt der Atem. Sie spürt, wie ihr die Hände kalt werden. „Ich hatte dir's verboten, Peter", sagt sie matt, „und du hattest mir fest versprochen —"

„Ich weiß, Mutter", antwortet er und lächelt strahlend, „aber ich hab's gut gemeint. Und ich glaube, es war wirklich gut."

„Ja, das glaubst du —". Mühsam steht sie auf, hält sich mit einer Hand an der Lehne fest, damit sie nicht schwanke oder gar falle. Sie fühlt ihre Füße nicht mehr. Sie will etwas sagen, doch die Lippen gehorchen nicht. Mit einem unartikulierten Laut wendet sie sich um und geht dem Hause zu.

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

In der 50. Minute: Der 8te Abschuss!

Fortsetzung von Seite 8

bullert er aus allen Knopflöchern. Und dieser eine Angriff genügt, den Viermotorigen als lodernde Fackel in die Tiefe schießen zu lassen. Um 19.41 Uhr schlägt die Halifax brennend am Boden auf. Fünf Tote findet man später bei der Maschine, der Rest der Besatzung wird gefangengenommen.

In 6000 Meter Höhe kurvt der Major über der brennenden Stadt. Da sieht er 3000 Meter unter sich über den regenschweren Wolken, die rötlich schimmern, vier Viermotorige auf einmal dahinhuschen. Wie Mücken nehmen sich die Feindflugzeuge aus dieser Höhe aus.

Blitzartig hat Major Herget seine Maschine auf den Kopf gestellt. Im Sturzflug rast er auf den ihm am nächsten fliegenden Feindbomber zu. Noch im Stürzen drückt er auf die Knöpfe. Grell-weiße Stichflamme im Rumpf, dann unter dem Bomber durch, hochgezogen und von unten einen zweiten Angriff in Rumpf und Flächen. In Sekunden spielt sich das alles ab, dann torkelt die fünfte Feindmaschine lichterloh brennend zu Boden. 19.47 Uhr notiert der Bordfunker, als er diesen Abschuß in seinem Büchlein vermerkt.

Der sechste Abschuß ist wieder eine Lancaster. Nach dem ersten Angriff steht die Maschine sofort in hellen Flammen, stürzt aber noch nicht ab. Stark kurvend jagt der Major einen weiteren Feuerstoß in die linken Motore, und damit hat auch diesen Terrorflieger das Schicksal ereilt. Langsam gleitet er wie eine Fackel, die an einem Fallschirm hängt, nach unten weg. Scheinwerfer haben den Todeskandidaten erfaßt und verfolgen seinen Weg bis zum Boden, wo die Lancaster um 19.57 Uhr aufschlägt. Auch dieser Bomber ist für die Besatzung ein „Fliegender Sarg" geworden, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

Drei Minuten später, um 20.00 Uhr, ist Nr. 7 fällig. Das altbekannte Spiel: Angriff von hinten unten, Feuerstrahl in die rechten Motore, die sofort brennen, Abkippen, Aufschlagbrand. Fünf Mann der Besatzung tot, der Rest gefangengenommen.

Trotz Treffer noch eine Lancaster abgeschossen

Der Major fliegt nun wieder Kurs Heimat. Sein Sprit geht zur Neige, zudem hat ihn plötzlich ein starkes Unwohlsein befallen. Nur mit Mühe kann er sein Flugzeug noch steuern.

Da sichtet er auf dem Rückflug um 20.05 Uhr noch einmal eine Lancaster. Dem Major flimmert es vor den Augen, so schlecht ist ihm plötzlich. Aber den Burschen da vor ihm ungeschoren nach Hause fliegen lassen? Das kommt gar nicht in Frage. Schon hat er sich hinter den Viermotorigen geklemmt, drückt auf die Knöpfe. Aber nur ein Schuß kommt noch heraus, dann nichts mehr. Leergeschossen!

Gleichzeitig hat aber auch der Tommy den deutschen Nachtjäger entdeckt und setzt ihm nun einen wilden Feuersegen vor die Nase. Unwillkürlich zucken die drei in der Me 110 zusammen: Treffer in der eigenen Maschine! Sofort drückt der Major nach unten weg. Die nächsten Garben des Tommy gehen ins Leere.

„Kanonen durchladen!" ruft Major Herget seinem Emil zu.

Noch immer ist dem Major speiübel zumute, aber dennoch setzt er von neuem zum Angriff an. Doch der Brite ist hellhörig geworden. Wie ein Wilder kurbelt er weiter, so daß der Major nicht in Schußposition gehen kann.

So setzt er sich von der Lancaster ab. Der mag glauben, den Nachtjäger los zu sein. Doch inzwischen schleicht sich Major Herget erneut von unten an den Viermotorigen heran. Ruhig zieht die Lancaster nunmehr ihren Kurs. Aber diese Ruhe dauert nur noch Sekunden. Dann ergießt sich aus dem Nachtjäger ein tödlicher Feuerschwall auf den Bomber. Die Tommies wußten nicht, daß hinter ihnen ein Gegner saß, der zäh und verbissen die Fährte seines Opfers verfolgt, bis er es abschießen kann.

Noch einmal sieht die Besatzung des Nachtjägers das dramatische Bild eines plötzlich in lodernde Flammen aufgehenden Bombers, dann ist auch der achte Viermotorige für immer ausgelöscht.

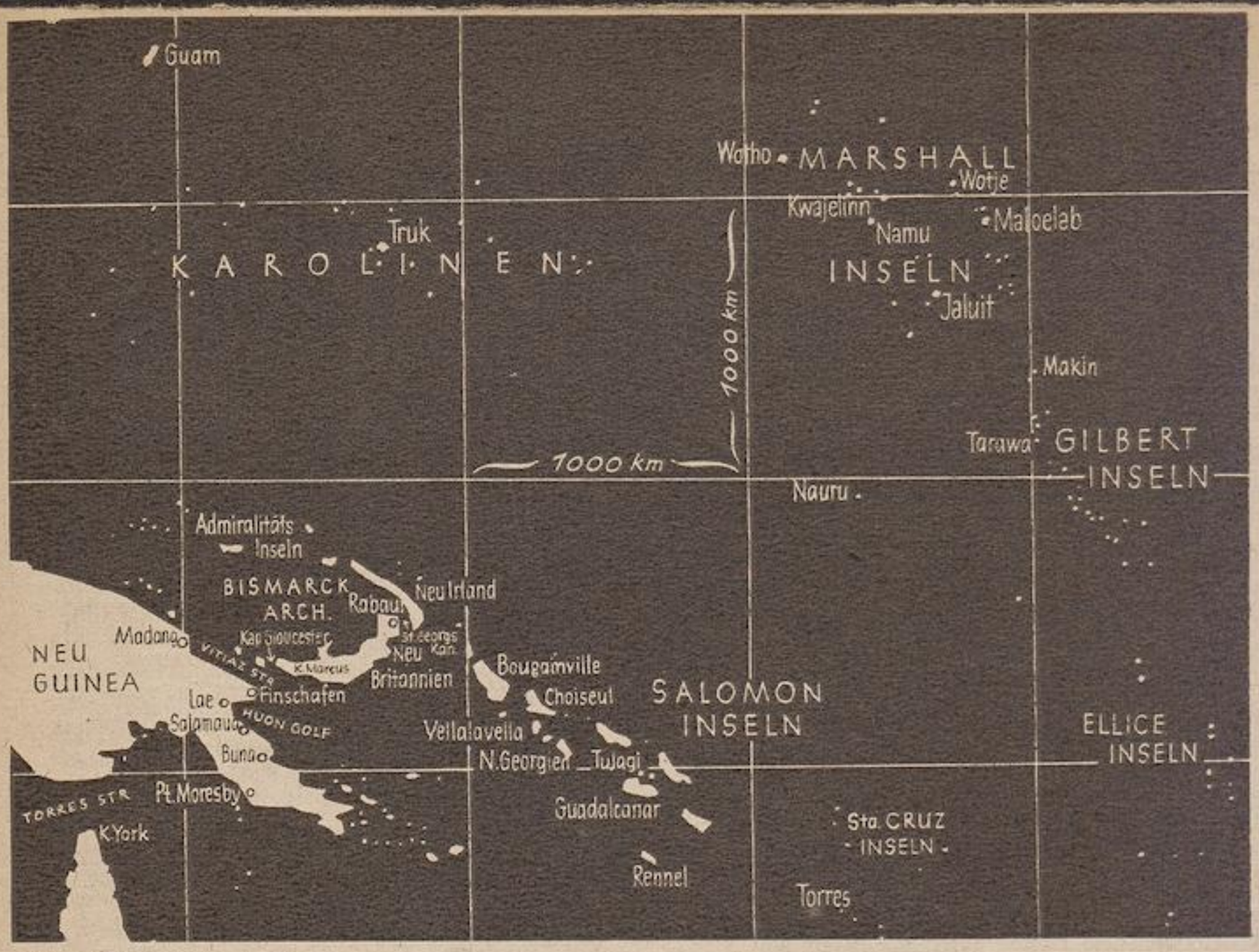
20.15 Uhr zeigt die Borduhr, als die Reste des Bombers auf dem Boden landen.

Genau 50 Minuten sind seit der ersten Feindberührung vergangen. In diesen 50 Minuten hat ein einziger deutscher Nachtjäger acht viermotorige Bomber abgeschossen, davon fünf, die ihre Bomben noch nicht auf das Ziel geworfen hatten.

Daß diese Erfolgsserie nicht ein Zufallstreffer war, hat Major Herget inwischen durch weitere Nachtabschüsse viermotoriger Terrorbomber bewiesen. Er ist damit in kurzer Zeit in die Spitzengruppe der alten, bewährten Abwehrflieger gegen den Bombenterror gerückt. Doch für den kleinen, tatkräftigen Major, den bewährten und vorbildlichen Kommandeur seiner Nachtjagdgruppe, gibt es keine Ruhe. Heute mehr denn je bleibt er seiner alten Aufgabe treu. Sie heißt: abschießen und immer wieder abschießen, Vergeltung für den blutigen Terror der Mördervereine Roosevelts und Churchills.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0057
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3040 14/6



Kwajelinn

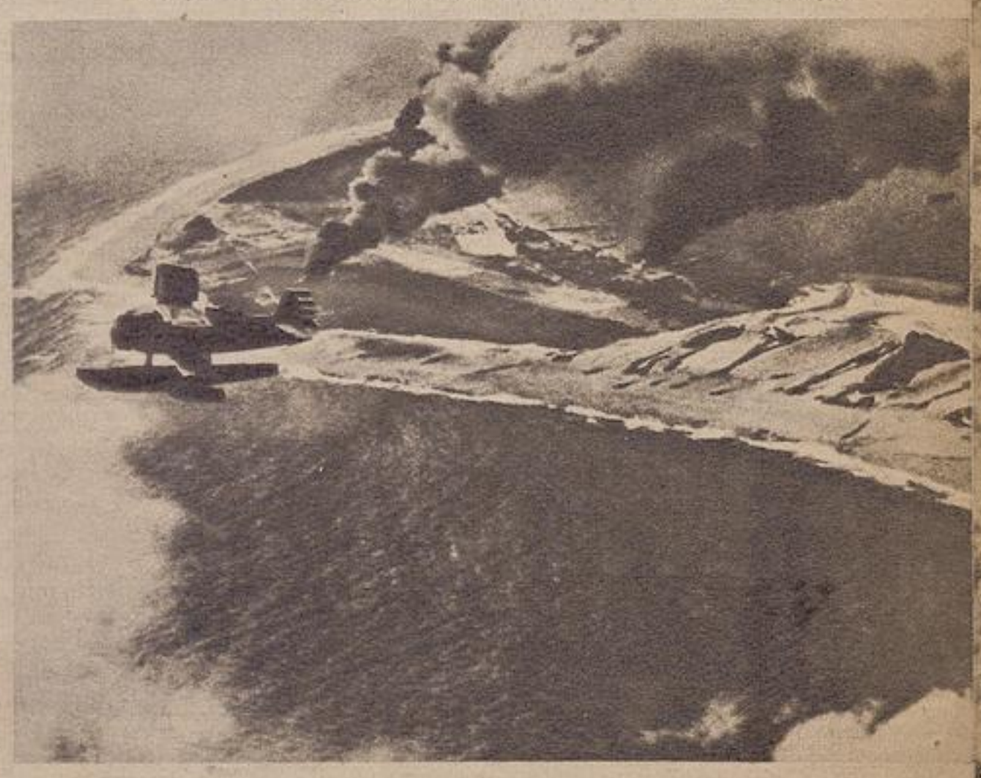
DER HELDENKAMPF EINES JAPANISCHEN VORPOSTENS

Ein Kampfplatz in der Südsee: Eine winzige Insel (Maloelab), die in ihrer ganzen Ausdehnung von einem Flugplatz der Japaner in Anspruch genommen wird. Die Startbahnen reichen buchstäblich von einem Ende der Insel bis zum anderen und sind daher für jeden Angriff aus der Luft ganz besonders empfindlich

Die Wehrmacht des verbündeten Japan hat ihrer heldenhaften Tradition ein neues Blatt zugefügt: Dem zusammengefaßten Angriff weit überlegener feindlicher Streitkräfte erlagen die Inseln Kwajelinn und Wottho der Marshall-Gruppe; die gesamte Besatzung, 4500 Soldaten und 2000 Zivilarbeiter, an ihrer Spitze der Befehlshaber von Wottho, Admiral Yamada, und der von Kwajelinn, Admiral Akiyama, fand den Heldentod und besiegelte ihre Treue zum Tenno und zum Vaterland mit dem Leben. Kein Gefangener fiel in die Hand des Feindes. Am 30. Januar hatte der Gegner mit dem Angriff begonnen. Sieben Tage wehrten sich die Soldaten des Tenno gegen zwei us-amerikanische Divisionen und die Geschütze der feindlichen Kriegsschiffe, und erst, als auf beiden Inseln das letzte Leben erloschen war, fand der Kampf sein Ende.

Links und linkz unten: Dokumente japanischen Heldenmutes! So fanden die US-Amerikaner die Stellungen der Japaner auf Kwajelinn und anderen Inseln vor: Buchstäblich bis zum letzten Mann hatten die Japaner gekämpft, und der Respekt der Amerikaner vor ihren Gegnern war so groß, daß sie sich, als längst der letzte Schuß von japanischer Seite gefallen war, nur mit Flammenwerfern den Bunkern und Stellungen zu nähern wagten

Wotje, ebenfalls eine Insel der Marshall-Gruppe geringsten Ausmaßes, war bisher nur Schauplatz von Luftkämpfen, die für die US-Amerikaner äußerst verlustreich verliefen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0058

gefördert durch
Baden-Württemberg